
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 288. Bromberg, den 14. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

(1. Fortsetzung.)

Es war eine traurige Geschichte, die Georg zu erzählen hatte. Die große Hypothek von den Erben des früheren Teilhabers verkauft, von dem neuen Besitzer überraschend gekündigt. Keine Möglichkeit, so schnell das Kapital für die Rückzahlung zu beschaffen. Dazu böswillige Gerüchte über den Stand der Firma . . . der schwere Gang zum Konkursrichter unvermeidlich.

Und das alles nur dunkle Machenschaften einer französischen Interessengruppe, um ihn zu zwingen, die heranreifenden Früchte einer jahrelangen Erfindertätigkeit denen auszuliefern.

„Hast du schon irgendwelche Pläne für die Zukunft, Georg?"

„Gewiß habe ich allerhand Pläne. Aber ich kann zur Zeit leider noch nicht sagen, was sich davon verwirklichen läßt. Jedenfalls muß ich, solange der Konkurs dauert, in Neustadt bleiben. Das wird sich wohl noch einige Wochen hinziehen."

„Ja, aber wie wird's denn mit deinen Arbeiten? Ich meine deine Erfindung . . . die elektrische Kohlenbatterie?"

„Das ist ja gerade die Frage, die so schwer zu lösen ist. Wäre ich frei von dem Banne, in dem sie mich hält, wäre es anders. Ich werde ganz wahrscheinlich das freundliche Anerbieten der Tante Mila in München annehmen. Sie will mir zur Fortführung meiner Arbeiten ihr Almhaus am Wilden Rain oben in den bayerischen Bergen zur Verfügung stellen und mich, soweit es ihre bescheidenen Mittel erlauben, unterstützen."

„Ach, das ist ja sehr lieb von der guten Tante", unterbrach ihn Anne.

Über Georgs Gesicht ging ein Schatten.

„Gewiß, Anne! Ich bin natürlich Tante Mila sehr dankbar dafür, aber es fällt mir nicht leicht, ihr Anerbieten anzunehmen. Sie lebt von ihrer Witwenpension und muß sich jetzt wahrscheinlich etwas einschränken. Das ist mir im höchsten Grade unangenehm. Ich, ein junger, kräftiger Mensch, der etwas gelernt hat, soll einer alten, kränklichen Verwandten auf der Tasche liegen!

Aber ich tu's — fast möchte ich sagen, muß es tun —, um mich mit voller Konzentration und ausschließlich meinen Erfinderarbeiten widmen zu können. Der Gedanke, dadurch vielleicht Jahre sparen zu können, läßt mich das alles vor mir selbst verantworten. Diese fremdländische Erpressergesellschaft soll sich jedenfalls in mir getäuscht haben. Was auch kommen mag, ich werde nicht zu Kreuze kriechen. Also . . ."

Schritte, die sich auf dem Flur draußen näherten, ließen ihn verstummen. Gleich darauf öffnete sich die Tür und Annes Schwester Helene trat in das Zimmer.

Frau Helene Forbin war eine selten schöne Erscheinung, und wer sie näher kannte, wußte nicht, was er mehr bewundern sollte: ihre äußere Schönheit oder ihren glänzenden Geist? Eine Frau von Welt vom Scheitel bis zur Sohle. Wie war es möglich, daß eine solche Frau einem Mann wie Alfred Forbin, einem Hasardeur, einem Glücksritter, die Hand gereicht hatte? Diese Gedanken, wie schon so oft, bei Georg Astenryk, während er auf sie zuging.

„Ah! Georg! Ich freue mich sehr, Sie hier zu sehen. Das waren ja traurige Nachrichten aus Neustadt. Wir alle haben Sie von ganzem Herzen bedauert. Wie lange gedenken Sie bei uns in Paris zu bleiben? Entschuldigen Sie die Frage! Es würde uns natürlich eine besondere Freude sein, wenn Sie recht lange hierbleiben könnten . . . oh! Was sagen Sie ... nur drei Tage? Das ist ja sehr kurz. Anne, bist du damit so ohne weiteres einverstanden?" Sie legte die Hand um die Schulter der Schwester.

Georg merkte wohl, wie Anne kaum merklich zur Seite wich, um die Hand Helenes abzustreifen. Er kam seiner Verlobten zu Hilfe. „Sie vergessen ganz, Helene, daß ich zu Hause leider nicht längere Zeit entbehrlich bin. Der Konkursverwalter braucht mich notwendig bei der Abwicklung der Geschäfte. Diese Reise nach Paris erfolgt ja auch nur in seinem Auftrag, um mit einigen Schuldnern des Werkes Rücksprache zu nehmen."

„Nun, dann ist es unsere Sache, Ihnen diese kurze Zeit recht vergnügt und angenehm zu machen. Den heutigen Abend werden wir aber unter uns bleiben. Alfred läßt sich entschuldigen, daß er erst später kommen kann. Er hat geschäftliche Abhaltungen. Zur Sicherheit will ich versuchen, ihn telephonisch zu erreichen."

In demselben Augenblick rasselte das Telephon im Nebenzimmer.

„Vielleicht ist es Alfred." Helene ging hinaus, nahm den Hörer.

„Bist du da, Helene?" klang Forbins Stimme an ihr Ohr. „Gut! Ja! So höre . . . ist Astenryk gekommen? Wie? Er wird nur drei Tage hierbleiben? Dann müssen wir uns beeilen. Wie sagst du? Wann ich komme? Das ist noch unbestimmt. Ich bin hier in der Fédération Industrielle und warte auf Raconier. Ich werde später noch mal anrufen."

Forbin legte den Hörer auf. Als er aus der Zelle trat, traf er Raconiers Sekretärin.

„Eine Frage bitte, mein Fräulein. Ist Herr Chefingenieur Raconier schon da?"

„Nein, er ist noch im Wirtschaftsministerium, wird aber sicher bald kommen."

*

„Bitte, Herr Raconier, nichts weiter davon!" Minister Duroy hielt mit gutgespieltem Entsetzen die Hände an die Ohren. „Mit welchen Mitteln Sie Ihr Ziel erreichen, ist ganz Ihre Sache. So weit erstreckt sich das Ihnen zugesicherte Wohlwollen nicht. Mich kann und darf nur interessieren, was Sie mir da über das Problem der hundertprozentigen Kohlenausnutzung erzählten und von diesem Deutschen Astenryk, der der Lösung so nahe gekommen ist. Das ist ja eine wunderbare Sache, als Nichttechniker habe ich Ihre Ausführungen ungefähr so verstanden: Man hat da ein Gefäß, etwa so wie ein Akkumulator am Auto . . . meinetwegen zehn- oder zwanzigmal so groß. In diesem Gefäß ist die eine Elektrode als ein Kohlenbehälter ausgebildet. Jetzt gießt man anstatt der Schwefelsäure irgendeine andere chemische Flüssigkeit hinein. Dann schaltet man

das Ding an die Lichtleitung und schon brennen die Lampen. Nach einiger Zeit wird die Kohle im Akkumulator verschwunden sein. Eine neue Partion Kohle hinein und schon ist wieder alles in Ordnung."

„Ganz recht, Herr Minister! So ist es! Der Herr Minister hat auch ganz richtig das Wort betont, „verschwunden". Denn das ist gerade das Wort, worauf es ankommt. Verschwunden, das heißt in diesem Falle restlos ausgenutzt. Anders ausgedrückt, das Problem der hundertprozentigen Umwandlung der Kohlenenergie in Elektrizität ist damit gelöst."

„Da kann ich mir denken, Herr Chefingenieur, daß allerdings, wie Sie sagten, in allen Teilen der Welt eifrig an diesem Problem gearbeitet wird." Minister Duroy griff nach Bleistift und Papier. „Sie nannten mir da vorher eine Reihe von Zahlen. Wollen Sie die bitte wiederholen."

Raconier verneigte sich.

„Die beste Ausnutzung der Kohle in der heute üblichen Weise erreicht günstigstenfalls zwanzig Prozent, die Ausnutzung nach der neuen Erfindung hundert Prozent, also das Fünffache. Das würde für die Wirtschaft Frankreichs eine jährliche Ersparnis von vielen Millionen Frank bedeuten, abgesehen von den kaum geringeren Summen, die für die Lizenzen in unser Land fließen müßten. Es wäre also in jeder Hinsicht erwünscht, wenn diese Erfindung von Frankreich ausginge. Eine vorsichtige statistische Aufstellung über das gesamte Zahlenmaterial darf ich Ihnen, Herr Minister, hiermit übergeben."

„Dieser interessante Deutsche . . . wo wohnt er? Wie haben Sie von ihm erfahren?" . . . fragte Duroy.

„Er wohnt in Neustadt am Niederrhein", erwiderte Raconier, setzte dann mit komisch-ernster Miene hinzu, „wir erfuhren es von ihm durch Zufall."

Der Minister erhob sich lächelnd. „Ich wünsche Ihnen besten Erfolg, Herr Raconier. Möge der Zufall Ihnen weiter günstig sein." —

Der Chefingenieur verließ das Ministerium.

„Rue Mevelle!" rief er seinem Chauffeur vor dem Ministerium zu. Mit einem Blick auf die Uhr dann: „Aber so schnell wie möglich!"

Nach zehn Minuten hielt der Wagen vor dem Verwaltungsgebäude der Fédération Industrielle. Raconier nickte dem Chauffeur zu: „Gut gefahren, wenn's auch einige Strafmandate kosten wird."

Mit ein paar Sprüngen nahm er die Stufen zum ersten Stock und trat in ein Zimmer, in dem zwei Herren ihn schon ungeduldig erwarteten. „Verzeihung, Herr Generaldirektor, Verzeihung, Herr Baguette. Ich habe Sie warten lassen, aber die Schuld liegt nicht an mir. Herr Minister Duroy zeigte solches Interesse für unsere Sache, daß ich nicht früher hier sein konnte."

„Nichts zu sagen, Herr Raconier. Was ist das Ergebnis Ihres Besuches?"

„Der Minister wünscht uns besten Erfolg, wird alles tun, um unsere Angelegenheit zu begünstigen. Allerdings . . ."

„. . . ohne auch nur eine Spur von Verantwortung zu übernehmen", vollendete Bankdirektor Baguette den Satz. „Das wußte ich im voraus."

„Immerhin, Herr Baguette, haben wir die Gewißheit, daß uns die Regierung sehr sympathisch gegenübersteht", warf Raconier ein. „Nach dem persönlichen Eindruck, den ich von dem Minister Duroy hatte, glaube ich sogar die Anwendung noch schärferer Mittel als bisher empfehlen zu dürfen."

„Nein", meinte Baguette mit offenbarem Widerstreben, „warten wir doch erst mal ab, wie die gerade jetzt von uns angewandten Mittel sich auswirken. Ich denke immer noch, daß Herr Astenryk nachgiebiger wird, wenn er aus dem Konkursverfahren als Bettler herausgeht."

„Ich bin nicht geneigt, Ihre Ansicht zu teilen, Herr Bankdirektor", entgegnete Raconier. „Ein vom Erfindergeist Besessener — und das ist Georg Astenryk nach unseren Informationen — wird sich niemals um klingendes Geld verkaufen."

„Warten wir ab!" meinte Baguette achselzuckend. „Der Schlag, den wir ihm versetzten, als wir ihn durch die Kündigung der Hypotheken bankerott machten, wird ihn allmählich zahm machen. Hunger tut weh."

„Mögen Sie recht haben!" erwiderte Raconier. „Ich werde jedenfalls unsere Agenten in der von mir gedachten Weise instruieren lassen. Seitdem es uns gelungen ist, uns dieses Herrn Forbin zu versichern, denke ich zuversichtlicher."

„Genug, meine Herren!" fiel jetzt der Generaldirektor Perrain ein. „Es wird sich zeigen, welcher der von Ihnen vorgeschlagenen Wege am besten zum Ziele führt. Vergessen Sie nicht, daß ich es in meiner Stellung ebenso wie Herr Minister Duroy ablehnen muß, irgendwelche Verantwortung für Dinge zu übernehmen, die gesetzlich unzulässig sind." —

Als Raconier zu seinem Zimmer zurückkehrte, wurde ihm Forbin gemeldet.

„Sehr gut! Lassen Sie ihn gleich kommen." —

„Nun, was bringen Sie Neues, Herr Forbin?"

„Georg Astenryk ist vor ungefähr zwei Stunden in Paris angekommen. Er wohnt in derselben Pension wie ich."

Raconier zuckte die Achsel. „Gut, daß Herr Baguette das nicht weiß. Er würde wahrscheinlich in seinem unerschütterlichen Glauben an die Macht des Geldes wieder irgendwelche törichten Vorschläge machen. Selbstverständlich bitte ich Sie, Herr Forbin, alle Schleusen Ihrer Beredsamkeit zu öffnen. Versuchen Sie, ein vernünftiges Abkommen mit dem Manne zu treffen. Aber große Hoffnunger habe ich da nicht. Vielleicht rufen Sie mich im Laufe des Abends noch einmal an. Sie erreichen mich in meiner Wohnung." —

Um zehn Uhr klingelte der Fernsprecher bei Raconier.

„Jawohl . . . guten Abend, Herr Forbin . . . wie meinen Sie? Er will absolut nicht . . . nun ja, wie ich's mir gedacht habe. Besuchen Sie bitte morgen Herrn Collette. Er wird mit Ihnen einiges in dieser Angelegenheit zu besprechen haben." — — —

Wieder standen Georg und Anne auf dem Bahnsteig des Nordbahnhofs.

„Das wäre ja wirklich sehr schön, Anne, wenn dein Schwager seine Absicht ausführte und demnächst nach Deutschland käme. Ganz besonders würde ich mich natürlich freuen, wenn er, wie deine Schwester einmal andeutete, vorübergehend nach Deutschland käme. Obgleich ich nicht recht weiß, was er jetzt, nachdem dein Vater tot ist, in Neustadt will. Früher war es was anderes. Da war Neustadt der Nothafen, wohin man sich, wenn rauhe Stürme wehten, gern auf einige Zeit zurückzog, bis die Luft wieder klar war."

„Ach, ich würde mich ja so freuen, Georg, wenn wir wirklich für einige Zeit nach Neustadt kämen. Aber rechne bitte nicht sicher damit. Ich habe dir ja einen kleinen Einblick in die Lebensweise Alfreds gegeben. Da kann morgen oder jetzt schon ein anderes Geschäft aufgetaucht sein, und wir fahren vielleicht übermorgen nach Madrid oder Konstantinopel."

Georg wollte etwas sagen. Anne strich ihm beschwichtigend über das Gesicht. „Nein, nein! Sprich nichts, Lieber! Hätte ich nur nichts gesagt! Dir noch in letzter Stunde das Herz schwer machen . . . so schlimm ist es ja gar nicht. Sieh mal, ich lerne doch auf diese Weise die Welt kennen und sehe vieles Schöne."

„Schweig, Anne! Wenn du wüßtest, wie ich über all das denke! Ich verzweifle bei dem Gedanken, dich noch wer weiß wie lange Zeit bei diesen Frobins lassen zu müssen."

„Georg, bitte! Erschwer' uns nicht noch mehr den Abschied. Ich will ja auch gern glauben, daß wir bald nach Deutschland fahren. Und wenn wir dann gar nach Neustadt kämen . . . ach, wie würde das herrlich sein! Ein paar Wochen in der alten Heimat mit dir zusammen . . . lange Zeit würde ich davon zehren."

Georg mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht bei dem herzzerreißenden Lächeln, mit dem sie es sagte, loszubrechen. —

Die Schaffner riefen zum Einsteigen. Die Türen schlugen zu. Lange noch blickte Georg Astenryk nach einem weißen Tuch, das ihm vom Bahnsteig winkte. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Teufel in der Christnacht.

Ein österreichische Bauerngeschichte,
erzählt von Karl Hans Strobl.

„Und", sagt die Lehnermahm und hebt warnend die Hand, „in seiner gottlosen Nixnutzigkeit geht er also in der heiligen Nacht in die Mühl' hinüber. Justament will er mahlen, der Buckelbauer, weil's in der heiligen Nacht nicht sein soll, justament, was geht's mich an . . . Der gottlose, verstockte Teufelsbraten! Schütt' also Korn auf, laßt angehen — das Rad dreht sich eine Weil', bleibt stehen, dreht sich wieder. Wasser ist genug da, aber das Rad mag nicht, stolpert stockt . . . da wird der Buckelbauer, der gottlose Ding, fuchtig, haut in den Mahlgang mit Fäusten hinein, flucht wie ein Wilder, schreit: „Da muß der Teufel am Rad sitzen, so soll er auch selber mahlen.'

Wie er, kaum gesagt hinschaut, schimmert's in der Finsternis hinterm Rad wie Katzenaugen, sitzt dort nicht wer? Ein Kerl, noch ein Stück schwärzer als die Schwarzen, steckt seinen Schwanz alleweil dem Rad zwischen die Speichen. Da ist's dem Bauern aber doch enterisch worden. Er verzieht sich hinterwärts aus der Mühl', haut die Tür zu und sperrt ab. Dann fällt ihm ein, er hat's Gangwerk nicht abgestellt. Aber ums Zurückgehen ist ihm nicht sehr zu tun. Lieber wandert er am Mühlbach bergauf bis dorthin, wo die Schleusen ist, und stellt das Wasser ganz ab. Geht ruhig nach Haus zurück, aber wie er der Mühl' in die Nähe kommt, hört er ein Poltern, Stampfen und ein Getöse.

Die Mühl' arbeitet! Und wie! Als ob sie ihm die Mauern auseinander schlagen wollt'. Er schaut in den Mühlbach hinein . . . Grad ein dünner Wasserfaden rinnt daher, kaum genug, daß die Buben Schiffeln fahren könnten. Aber in der Mühl' stampft und tobt das Gangwerk, grad zum Fürchten. Und wie der Buckelbauer dann in seiner Angst die Tür aufreißt, tanzt einer, der Schwarze, zwischen dem Mahlwerk herum und brüllt, alleweil: „Hast mi g'rufen, Buckelbauer, jetzt bin i da und mahl, mahl, mahl dir die Mühl in Grund und Boden." Rennt der Bauer ins Haus, steckt den Kopf unter die Duchent und fangt zu beten an, der liebe Gott möcht' nicht zugeben, daß ihm der Teufel die Mühl' zerhaut, und er, der Buckelbauer, wird von heut an seine Gottlosigkeit aufgeben und ein frommer Christ werden. Wie er gegen Morgen dann sich traut und den Kopf unter der Duchent vorzieht, ist's still drüben in der Mühl'. Möglich, daß sie schon ein Schutthaufen ist, denkt der Buckelbauer. Aber wie er aus dem Fenster schaut, steht die Mühl' noch da. Rennt er hinüber, reißt die Tür auf. Das Gangwerk ist in Ordnung, nix ist g'schehen. Also hat Gott in seiner Barmherzigkeit dem Schwarzen doch noch das Handwerk gelegt. Darauf ist der Buckelbauer wirklich der fromme Christ worden, als welchen ihr ihn alle kennt habt's. Hat aber niemand was davon erzählt, wie er zu seiner Wandlung kommen ist, und erst in seiner Sterbstund' hat er sich dem Pfarrer vertraut . . ."

„Ja", sagt der alte Zopfbauer und schaut mit seinen schwarzen Mausaugen von einem zum andern. „Man sollt's net glauben, was für a G'walt der Teufel in der heiligen Nacht hat."

Sitzen alle mit halbem Lächeln, die jungen Leut, die da bei der Lehnermahm zusammengekommen sind, denn sie halten's mit der neuen Zeit, und in der ist kein rechter Platz für den Teufel. Alle, bis auf den luckefen Thomas, der schaut die Lehnermahm mit weit aufgerissenen Augen an, und man sieht beinahe an seiner Stirn, wie hinter ihr die Geschichte vom Buckelbauer arbeitet und sich weiterspinnt. Aber dafür gilt der luckete Thomas auch unter den Burschen nicht gerade als ein besonderes Licht, und ein bissel Traumichnicht, also, daß sie ihre Schneid gern an ihm ausprobieren. Und so gibt jetzt der rote Franz der Reithmeier Stasi einen Renner mit dem Ellenbogen: Sie soll doch den lucketen Thomas anschauen, wie dem die höllische Boshaftigkeit eingeheizt hat; der Stasi sinkt eine Wetterwolke zwischen die Augenbrauen, und sie ärgert sich.

„Ja", sagt der alte Zopfbauer wieder und kratzt sich mit dem Griff von seinem Taschenfeitel auf dem Kopf. „Ihr junges Volk glaubt's an solche Sachen net, bis Euch einmal der Teufel bei der Haxen hat. Probiert's es nur: habt's bald die schönste Gelegenheit. Wer in der heiligen Nacht zu sein Dirndl geht, den hat's schon, das Hemändl, springt ihm auf'n Buckel und reit't ihn, bis er hin is."

Da lachen sie alle laut auf, die Burschen und Dirndl, und wo zwei zusammengehören, da ist ein heimliches Schmunzeln und Händedrücken: Wir fürchten uns vor dem Teufel nicht.

Und wie's bald hernach Zeit zum Heimgehen ist — der luckete Thomas hat noch der Lehnermahm von seiner Mutter was zu bestellen —, macht sich der rote Franz an die Stasi heran: „Hast dir'n ang'schaut, dein Thomasl, wie der dag'sessen is? Wie's Kind auf der Schulbank. Hast dir a recht's Hascherl ausg'sucht, ich versteh net, wie du grad auf den verfallen bist."

Der Franz wirft sich in die Brust: „I glaub schon, daß i mehr vorstell' als der." Ja, der Franz ist einer von denen, die der Herr Pfarrer gern die räudigen Schafe seiner Herde nennt. Der Bursche hat auch schon etliche Gesellen hinter sich, die schwören auf ihn, und ist kein Wunder, wenn der rote Franz von sich meint, daß er was anders vorstellt als der luckete Thomas, der hinter der heutigen Gescheitheit so weit zurückgeblieben ist.

Aber was sagt die Reithmeier Stasi? „Ja", sagt sie, „'s bessere Maulwerk hast du, aber 's bessere Herz hat er."

Lacht der rote Franz hell auf: „'s bessere Herz hilft ihm nix, daß er net 's Gespött vom ganzen Dorf wird."

„Jetzt schau aber —", sagt die Stasi, und der Franz merkt, daß jetzt eben nicht grad ein guter Wind für ihn weht. Kommt auch schon einer mit langen Schritten hinter der Stasi her, also schlagt sich der Franz in die Finsternis auf die Seiten, aber denkt dabei, daß die Zeit schon kommen wird für seinen Schnitt.

Den Hohlweg herauf zum Reithmeierhof hat der luckete Thomas zuerst das Maul sehr voll vom heutigen Abend und hängt den Geschichten der Lehnermahm noch allerhand andere an, die er von seinem Großvater weiß, vom feurigen Hund, von der Müllertrud, vom Wassermann. Und erst, wie sie ein Stück über das Fuhrmannskreuz hinaus sind, merkt der Thomas, daß die Stasi den ganzen Weg her noch kein Sterbenswörtchen hat verlauten lassen. Bleibt also stehen und hält sie am Arm zurück: „Hörst! Was hast denn? Warum red'st denn nix?"

Sie aber reißt sich unwirsch los: „Weilst unter die alten Weiber 'gangen bist! An jeden Unsinn nachplappern . ."

Das ist arg, das ist hart für einen guten Potsch, wie der luckete Thomas einer ist, so was läßt sich ein Bursch nur ungern sagen. Ist auch dem Thomas der Mund wie zugewachsen, und so gehen sie nebeneinander wie zwei wandelnde Haubenstöcke bis zum vorderen Eck vom Wiesenwald, wo's Abschiednehmen heißt. Stehen da eine Weil stumm voreinander ohne Reden und Deuten, schauen aneinander vorbei, schlenkern mit den Armen; bis der Thomas als der weichere von den zweien die Verstocktheit nicht länger aushalten kann und nach des Dirndls Hand tappt. „Stasi?" sagt er mit einer ganz wackligen Stimme, und seine guten Augen suchen die ihren.

Da kann sich die Stasi in ihrer Abspenstigkeit auch nicht mehr länger halten, wirft sich dem Thomas mit einem solchen Ruck an den Hals, daß er beinahe taumelt, und küßt ihn zweimal, dreimal auf den Mund. Er zittert vor Glück, drückt das Mädel an sich und bittet auf einmal ganz kuragiert: „Stasi?" — so zärtlich und werbend er nur kann, und die Stasi weiß schon, was er sagen und fragen und ausbetteln will, auch ohne umständliches Davonreden. Eine Weile schwankt sie, aber aus dem kleinen Zank vorhin ist etwas in ihr verblieben, daß heute kein Nein möglich ist. „Übermorgen!" flüstert sie an sein Ohr hin.

Zuckt der Thomas in freudigem Schreck auf, gleich darauf zieht's ihm den Hals zusammen. „Übermorgen . . . übermorgen ist heilige Nacht!"

Sie stemmt die Fäuste gegen seine Brust, schon funkeln ihre Augen wieder: „Fürchtest dich leicht vorm Teufel?"

„A balei . . ." Er weiß, wenn er diesmal den Vogel nicht hascht, so ist's geschehen für immer. „A balei", lacht er gezwungen.

Und gleich darauf ist die Stasi fort, um die Ecken gewischt, wo der Reithmeierhof auf dem glitzernden Schnee

mitten im Mondschein liegt, als wär' er eine große diamantenbesetzte Truhe. Und hinter den Fichten hebt sich ein dunkler Fleck, der dort zwischen all den Baumschatten geduckt gelegen hat, und schleicht hinter dem selig-unselig heimtorkelnden Thomas drein.

„Übermorgen", knurrt der grimmige Schattenschleicher verbissen, „also gut: übermorgen."

Mit dem lucketen Thomas ist's so: Er ist kein Traumichnicht, wie die meisten glauben, aber er ist ein stiller Mensch. Er kann's nicht leiden, wenn die Krawallmacher auf alles ihren Trumpf daraufsetzen und auf allem herumtrampeln, was dem Vater und dem Großvater noch etwas gegolten hat. So hat er's auch nicht gern, wenn sie mit den Hexen, den Geistern und gar mit dem höllischen Herrn und all dem, was halt sozusagen in die himmlische Wirtschaft gehört, ihr Gespött haben. Denn wer kann wissen, wieviel Wahres und wieviel Lug an all dem ist? Ganz umsonst werden solche Geschichten wie die vom Buckelbauer nicht von ernsthaften Leuten erzählt.

Geht also dem lucketen Thomas bei aller glücklichen Ungeduld bis übermorgen doch allerlei Bedenkliches durch den Kopf, aber er weiß auch, daß es bei der Art der Stasi so etwas wie eine Prüfung ist. So jagt er halt die furchtsamen Schatten aus seinem Herzen hinaus und pflanzt den Mut hinein. Und wie in der heiligen Nacht die Metten vorüber ist und im Neithmeierhof eins ums andere die Lichter ausgehen, da kommt der luckete Thomas hinter der Ecke vom Wiesmahdwald hervor, setzt mit vier, fünf Sprüngen über den mondscheinigen Weg bis zum Gartenzaun, klettert über und pumpert an den bewußten Laden.

Herzklopfen hat er ordentlich, der luckete Thomas, aber jetzt, wieviel davon der Lieb' auf die Rechnung geht und wieviel dem Teufel, das ist nicht auseinanderzuklauben.

Es dauert — na, es dauert halt seine Zeit, bis der luckete Thomas wieder über den Zaun klettert. Mit dem Föhrenzweig, den er mitgebracht hat, wedelt er hinter sich her, daß die Spur im Schnee verwischt wird. Und merkwürdig: sein Herz hat so einen festen und stolzen Gang, macht ihm eine so wunderlich süße Musik in der Brust wie nie zuvor, und an nichts in der Welt denkt der Thomas weniger als an den Teufel, grad als ob's nie einen gegeben hätt'.

Und wie er so ein gutes Stück unter dem Neithmeierhof ist, da kann er seine unbändige Lustigkeit nicht länger bei sich behalten und tut einen Juchzer in die stille heilige Nacht hinaus.

„Ju-hu-hu!" macht's da in der Weiten hinter ihm. Ist noch ein Bursch auf dem Weg, denkt der Thomas, mir grad recht, brauch ich nicht allein heimzugehen; ist recht gesellig geworden auf einmal, der Thomas.

Also wieder aus vollem Hals „Ju-hu-hu!" und „Juhuhu!" kommt's zurück, schon näher, weil der Thomas seinen Schritt verhalten hat und den Burschen abwarten möchte.

Und wieder „Ju-hu-hu-hu!" und „Ju-hu-hu-hu!" zurück. Aber es ist etwas Besonderes in der Antwort, will dem Thomas jetzt auf einmal scheinen, etwas Höhnisches, das durch Mark und Bein geht; denn er hat sich besonnen, daß doch die heilige Nacht über der Welt liegt und daß es sonst nicht die Art, wenn die Engel singen „Ehre sei Gott in der Höhe", so daherzuteufeln . . .

Ein Stich fährt dem Thomas mitten durch das Herz. Wie er hinter sich schaut, sieht er im Mondschein aus dem Hohlweg etwas Schwarzes daherkommen. Zottig und schwer springt es dampfend durch den Schnee. „He-he-he-he" meckert und blökt's hinter dem Thomas. So ist's das Hemändl, das den Leuten hinten aufspringt und sie würgt, bis sie hin sind.

„He-he-he-he!" Nützt nur laufen, laufen, was man kann . . . Und der luckete Thomas hebt's Laufen an auf Leben und Tod. Aber der Schnee liegt knietief über dem Feldweg vom letzten Nachmittag her, noch unzertreten, und das Laufen ist ein Stolpern und halbes Stürzen. Und hinterdrein meckert das Hemändl: „He-he-he-he!"

Den lieben Gott anrufen? Der wird grad auf einen hören, wie den lucketen Thomas, mit so einer Sünd auf dem Herzen, wie er hat. Und wirklich, der liebe Gott hat die Augen zugedrückt will nichts wissen, hat den Thomas dem Hemändl überlassen, denn auf einmal ist eine verwehte Gruben da — der Thomas hinein, überschlägt sich, schluckt einen ganzen Batzen Schnee, eiskalt, wurlt blind aus dem Gestäube, aber da ist schon das Hemändl hinter ihm her, springt ihm ins Genick, drückt dem Thomas immer wieder das Maul in den Schnee.

„He-he-he-he! He-he-he-he!" Ist ein ganz besonders wütiges Hemändl gewesen, dem lucketen Thomas seines, denn eigentlich hat es dem Thomas auf dem Hinweg lauern wollen, damit er nicht erst zur Sünd kommen kann; aber weil dem Bartl sein Vater im Zottelpelz zur Metten gangen ist, so hat das Hemändl bis nachher warten müssen und hat müssen statt als Warnung als Strafgericht kommen, was ihm gar nicht recht gewesen ist. Hat dafür aber den Thomas büßen lassen und ist ihm mit dem ganzen Gewicht auf dem Rücken gesessen und hat ihn immer wieder Schnee fressen lassen: „He-he-he-he!"

Aber es muß wohl so sein, daß dem Menschen in der Todesangst eine ganz ungewohnte Kraft erwächst und daß es keinen besseren Helfer gibt als die Verzweiflung. Wer kann sagen, was im lucketen Thomas vorgegangen ist! Schon im Ersticken und dreiviertel betäubt schlägt er um sich, kriegt des Hemändls einen Fuß zu fassen, gibt dem einen Ruck und spürt, wie das Hemändl auf der anderen Seite so halb in den Schnee rutscht. Fleisch und Bein — wenn der Teufelsknecht Fleisch und Bein an sich hat, so mag er wohl auch wie Fleisch und Bein angepackt werden. Stemmt sich also der luckete Thomas auf, sammelt seine ganze Kraft und bäumt sich aus der Schneegruben, daß das Hemändl ihm über den Buckel rutscht und selber im Schnee zappelt. Der Thomas aber, einmal aus der Höllenangst ins irdische Raufen geraten, wirft sich — Hemändl hin, Hemändl her — über den teuflischen Widersacher und macht jetzt selber das Hemändl.

Und wie die Bandeln von der schwarzen Larven reißen und des roten Franz Gesicht zum Vorschein kommt, da wird der Thomas gar hellsichtig, denn er müßt nicht die Lieb' als Latern' in sich haben, um nicht den Weg zu finden; wird ihm auf einmal alles nach vorn und hinten klar. „Was, du — du Fallot, willst's Hemändl spielen?" schreit er, und es ist ihm jetzt, als hätt' er eine Dispens von dem Gebot: Friede auf Erden . . .

Wie der Thomas vom Walken und Kneten rechtschaffen müde ist, schaut er auf und sieht fünf oder sechs Gesellen herumstehen, den Bartl, den Lorenz, den Pitzal, die ganze Garde vom roten Franz, die der bestellt hat, um dabei zu sein, wie der Thomas dem Dorf zum Gespött wird. Sie stehen dabei, denken gar nicht daran, ihrem Hauptmann zu helfen, und halten sich den Bauch vor Lachen, auch der Bartl, obzwar es seines Vaters Zottelpelz ist, der da zerzaust wird.

Und so ist das Lachen zuletzt am Thomas gewesen. Die Stasi hat mitgelacht, nur ein kleines bissel ist sie rot geworden, aber noch viel mehr war sie stolz, denn sie hat gemeint, es ist schon ganz hübsch, wenn man einen Mann kriegt, der an den Teufel glaubt und doch seines Weibes wegen mit ihm rauft.

Adventstern.

Es funkelt am Himmelsrande
Es bricht durch den Wolkenflor;
Über die nachtschwarzen Lande
Steigt traumhaft ein Stern empor;
So groß und licht schaut kein anderer
Die dunkle Erde an,
Wie dieser Himmelswandrer,
Der ihr schon viel Liebe getan.
Er zeigte dem frühesten Sehnen
Zur Gottesliebe den Pfad,
Der sich dann — durch Trotz und Tränen
Zum Kripplein gewendet hat.
Auch unsere Sehnsucht steht wieder
Wach und wanderbereit . . .
Liebes lichtes Geleit
Adventstern — schau auf sie nieder.

R. Stahr.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.